

Hintergrund

Ein Engländer bei den Eidgenossen

Ein weit gereister Brite hat alle Klischees der Schweiz geprüft. Was ist wahr über uns, was typisch? Diccon Bewes zeigt es an einem Friedhof, einem Löwen und einem Strassenschild.

Von Jean-Martin Büttner

Diccon Bewes liebt die Schweiz, und alle lieben sein Buch darüber. Die Angelsachsen haben «Swiss Watching» vor zwei Jahren zum Bestseller hochgekauft, weil sie herausfinden wollten, wie die Schweizer funktionieren und warum der Autor sie mag. Die Schweizer kaufen «Der Schweizversteh», wie die eben erschienene Übersetzung heisst, weil Diccon Bewes der erste Engländer ist, der die Klischees über die Schweiz nicht bloss nachredet. Der 44-jährige Reiseautor ist ihnen nachgegangen. Er hat sie erwandert, erfahren, beredet, geprüft, korrigiert oder bestätigt. Kritisch, genau und, wie von einem Briten zu erwarten, ausgesprochen humorvoll.

Der Weitgereiste erspart den Lesern nichts. Die Schokoladenfabrik von Vevey. Das Uhrenmuseum in La Chaux-de-Fonds. Den Gruyère und das Emmentaler. Die Landsgemeinde in Appenzell. Das Rütli, die Bunker. Die Banken, das Geld. Die Berge, die Tunnels. Die Bürokratie, die Förmlichkeit, die Pünktlichkeit, die Verschlossenheit. Den Waschplan. Das Sackmesser und das Sturmgewehr. Die Kühe, die Sennen. Aber auch das LSD und die Sterbehilfe. Und erst recht die Widersprüche: ein Land, das Privatheit hochhält und sich vom Staat überwachen lässt; das schwule Partnerschaften erlaubt und Minarette verbietet; dessen Bewohner innovativ sind und konform zugleich. Was den Schweizer ausmache, fragt man ihn: «Er ist bescheiden. Und er hat Angst vor Veränderungen.»

Ordnung bei den Toten

Man hat den Schweizversteh gebeten, drei Orte zu zeigen, die so schweizerisch seien wie nichts anderes auf der Welt. Als Erstes hat er den Friedhof Sihlfeld in Zürich ausgesucht, «schön wie ein Park», wie er findet. Wir gehen den aufgereihten Gräbern entlang. «Sogar bei den Toten herrscht Ordnung», sagt er; in England seien die Gräber überwuchert, Grabsteine lägen herum. Dafür sei in seiner Heimat undenkbar, was in der Schweiz selbstverständlich ist: dass ein Grab aufgehoben wird, wenn Platz gebraucht wird. Bescheiden auch im Tod: Das findet er konsequent. Darum gefällt ihm auch das Rütli so. Weil es eine blosse Wiese geblieben ist.

Zwei Menschen liegen hier begraben, die auch in seinem Buch vorkommen. Vor dem Grab von Johanna Spyri bleiben wir nicht lange, dafür verweilen wir bei Henri Dunant. Auf seinem Grab liegen zwei marmorne Jünglinge übereinander. Bewes wundert sich: «Warum haben die keine Kleider an?» Noch viel weniger kann er verstehen, dass der Mann, der das Rote Kreuz erfand und den ersten Friedensnobelpreis erhielt, verarmt und vergessen starb. Dunant würde es verdienen, schreibt er, «als berühmtester Schweizer aller Zeiten verehrt zu werden, aber die wenigsten haben überhaupt je von ihm gehört. Dabei ist er der Mann, der der Welt ein Gewissen gab.»

Roger, Tell und Heidi

Mit dem Dreiertram zum Bahnhof, mit dem Intercity nach Luzern. Bewes hat ein Generalabonnement und liebt die SBB. Er kommt aus einem Land, in dem Regionalzüge mit mehr Verspätung ankommen als vor 30 Jahren, in dem Passagiere auf dem Perron vor einem leeren Zug warten, der doch nicht fährt, in dem ein anderer eine Stunde lang in die Landschaft fährt, eine halbe Stunde stehen bleibt und dann wieder zurückfährt. Das alles ist ohne Fatalismus oder Humor nicht zu ertragen. In der Schweiz braucht man weniger Humor, denn die Bahn fährt korrekt. Das Bemerkenswerte an den Schweizer Zügen sei, schreibt Bewes, «dass sie - anders als Star-Wars-Prequel oder der neue John Grisham - ihrem Ruf gerecht werden: Sie sind sauber, bequem, teuer und fast immer pünktlich.»

Der Zug hält in Thalwil. Roger Federer lächelt von den Plakatwänden. «Der berühmteste Schweizer der Welt», sagt Bewes. Er habe 100 seiner Landsleute nach bekannten Schweizern gefragt. Den meisten seien nur Roger, Tell und Heidi eingefallen. Frisch und Dür-



Der Reiseautor Diccon Bewes vor bewährter Kulisse. Alle Schweizer, sagt er, hielten sich für eine Ausnahme. Foto: Nicola Pitaro

«Die Schweizer sind bescheiden. Und haben Angst vor Veränderung.»

renmatt kenne keiner; weltberühmt seien die nur in der Schweiz. Auch das habe mit Bescheidenheit zu tun, dem privaten Charakter der Leute hier. Darum habe es auch so wenig Statuen und Denkmäler, sogar einen Zwingli oder Rousseau müsse man suchen. «Schweizer mögen das Grossspürige nicht. Das hat sogar Mister Blocher erfahren müssen.» Bewes redet relativ laut im Abteil; man schaut um sich, ob es jemanden stört. Links liegt der Zugersee, rechts stehen Häuser.

Die weisse Schweiz

In Luzern führt er zum Löwendenkmal. Matt liegt das Tier im Stein. Ein indischer Tourist fragt scheu, ob man ihn mit der Familie fotografieren könne.

«Wissen Sie, was der Löwe symbolisiert?», fragt Bewes. «Den Freiheitskampf der Schweiz», gibt der Inder zurück. Der Engländer klärt ihn auf: Der Löwe erinnere an die Schweizer Söldner, die den französischen König vor dem revolutionären Volk beschützt hätten und von diesem massakriert worden seien. Die Familie will trotzdem fotografiert werden. Dann kommt ein japanisches Paar an die Reihe. Im Hintergrund stirbt der Löwe weiter.

«Früher die Söldner, heute die Waffen», sagt der Swiss Watcher, als wir dem See entlang zurück zum Bahnhof laufen. Zum ersten Mal wirkt er ungehalten. «Neutralität heisst für mich, sich allen gegenüber friedlich zu verhalten; sie bedeutet nicht, überallhin Waffen zu liefern. Aber das scheint hier die wenigsten zu stören.» Aus dem Gedächtnis zitiert er das letzte Abstimmungsresultat. Nicht das Abseitsstehen mache die Schweiz auf der Welt so unbeliebt, sagt er, sondern die Doppelmoral; weisser sein zu wollen als alle andern und genauso im Dreck wühlen. Dazu gehört für ihn auch die Weigerung der Banken und Politiker, sich der Weltkriegszeit zu stel-

len. Die Schweiz reagiere nur dann, wenn sie müsse.

Dass treffe auf alle Länder zu, wendet man ein. Je länger das Gespräch dauert, desto mehr beginnt man die Schweiz gegen Vorwürfe zu verteidigen, die man selber teilt. Im Gegenzug beteuert der Gesprächspartner mehrmals, wie sehr ihm die Schweiz gefalle, und wie wohl er sich hier fühle. Man glaubt ihm ja.

Minarette und Geschosse

Zumal Diccon Bewes nichts Falsches oder Übertriebenes schreibt. Sein Buch ist leicht zu lesen, aber durchrecherchiert. Alle zitierten Statistiken und Quellen sind ausgewiesen, zumindest im englischen, besonders empfehlenswerten Original. Diese Sorgfalt ist man sich von englischen Journalisten nicht gewohnt. Der Zürcher Autor Stefan Howald, der zehn Jahre lang aus England berichtete, hat in «Insular denken», seinem Vergleich zwischen den beiden Ländern, auch die englische Berichterstattung über die Schweiz analysiert. Kaum ein Name wurde richtig geschrieben, dafür wurde das Land zur Dauerheimat der Kuckucksuhren, Rechtsex-

tremen und Profiteure deklariert. Die Berichterstattung war ignorant, der Tonfall hämisch.

Das käme Diccon Bewes nicht in den Sinn. Er hat Deutsch gelernt und die Schweiz bereist, bringt Leute zum Reden und Berge zum Leuchten. Sogar die Schweizer Politik liest sich bei ihm unterhaltend. Er findet das System umständlich, hält es aber für das Beste, um nicht mit den Amerikanern in einen Krieg zu ziehen. Auch die Minarettinitiative analysiert er sachlich. Dabei hätten ihn die Plakate schockiert, sagt er. Mehr schockiert habe ihn nur der Gleichmut der Öffentlichkeit. «Das wäre in England undenkbar.» Man wehrt sich, er bleibt unbeeindruckt. «Die anderen sind auch nicht besser: Das ist die klassische Schweizer Antwort auf Kritik.» Wir passieren die authentisch neu gebaute Kapellbrücke. Der Zug fährt pünktlich ab.

Was er einem in Bern zeigen wolle, fragt man ihn in Sursee. «Etwas, das alle sehen und niemand bemerkt»; mehr sagt er nicht. Diccon Bewes hat die ganze Welt bereist und lange in London gelebt. Nach Bern hat es ihn wegen der Liebe verschlagen; Gregor, seinem Freund, ist auch das Buch gewidmet. Bewes gefällt es gut in Bern, besser als in Zürich. «Zürich hält sich für eine Metropole. Das kann keiner ernst nehmen, der in einer Metropole gelebt hat. Auch wenn Zürich viel mehr zu bieten hat als weit grössere Städte in England.»

Wir Inselbewohner

Er selber wuchs in der Nähe von Portsmouth an der südlichen Küste auf. Wir reden über die ungleiche Liebe zwischen den Ländern. Die Engländer lieben die Schweiz, aber nicht die Schweizer, während die Schweizer England wegen der Engländer lieben. Könnte es sein, dass die Schweizer in den Engländern eine idealisierte Version von sich selber sehen? Bewes lacht. «Wir sind tatsächlich sehr ähnlich. Beide leben wir auf einer Insel. Ihr habt die Deutschen, wir die Amerikaner. Und auch wir fliegen bei jeder EM aus dem Turnier. Wenn wir uns überhaupt qualifizieren.»

Der Zug fährt an der Berner Reithalle vorbei. Die Schweiz sei voller Graffitis, notiert Bewes in seinem Buch. Jeden Morgen beim Öffnen der Fensterläden lese er «F u c k N a z i» auf der Hauswand gegenüber. «Auch wenn ich der Aussage zustimme, allerdings nicht wörtlich, ist es keine schöne Aussicht, die sich mir jeden Morgen in einer ganz normalen Strasse bietet. Doch wie Hunde markieren die Sprayer hier alles.» Pendler drängen durch die Bahnhofsunterführung, die Strassen sind belebt. Von den Altstadt Häusern hängen Schweizerkreuze. Mehr Fahnen als in der Schweiz hat Bewes nur in Amerika gesehen. Er bleibt vor dem Zytglogge-Turm stehen. Aber nicht wegen der Uhr. Sondern wegen des Strassenschildes. Es ist gelb. Andere sind rot, grün oder weiss. Napoleon habe das während der Besetzung verordnet, sagt Bewes; seine Soldaten hätten nicht lesen können, die Farbe habe ihnen den Weg gewiesen. «Auch das liebe ich an der Schweiz: Sie ehrt die Geschichte selbst dann, wenn sich keiner an sie erinnert.»

Wie haben die Schweizer eigentlich auf den Schweizversteh reagiert? Überwältigend positiv, sagt er, von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen. Man gesteht ihm beim Abschied, dass man sich auch als Ausnahme fühlt. Nicht weil man sein Buch nicht mag. Sondern weil man darin zwar das Land erkenne, aber nicht sich selber. Weil man gar nicht so sei wie all die Schweizer, die er beschreibe. Der Schweizversteher lächelt. «So reagieren alle.»

Diccon Bewes: *Der Schweizversteh. Ein Engländer unter Eidgenossen*. Piper, München 2012. 335 S., ca. 26 Fr. Am besten auf Englisch: *Swiss Watching*. Nicholas Brealey, London 2010. Blog unter www.dicconbewes.com.

Stefan Howald: *Insular denken. Grossbritannien und die Schweiz. Facetten einer Beziehung*. NZZ Libro, Zürich 2004, 267 S., ca 43 Fr.